

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 27

Sonntag, den 4. Juli

Jahrgang 1926

Lebensrausch.

Ich liebe das Zittern der blauen Luft,
Ich liebe den herben Waldblumenduft,
Ich liebe den silbernen Morgentau
Und das flüchtigste Fleckchen Himmelsblau,
Die Kornfelder, bunt von Blumen durchwirrt,
Den Vogel, der jubelnd zu Nester schwirrt,
Die träumenden Winken am blauen See,
Die goldene Biene auf rotem Klee;
Ich liebe die Gründe, rosendurchglüht,
In blühenden Wipfeln das Vogellied.
Ich liebe den grünen Käfer im Sand,
Des Schmetterlings samtenes Flügelband,
Die blaue Violette im braunen Ried
Und den Schatten, der schau vorüberfliehet;
Ich liebe das Singen der Einsamkeit,
Und mererliche Nächte, sternüberschneit. —
Ich trinke mich satt an Farbe und Klang
Und falte die Hände zu stillem Dank.
Was bin ich? — Ich horche ins eigene Sein:
Ich bin unter Sonne und Sternenschein
Selbst eine Blume, von Farben durchglüht,
Oder auf Gottes Laute ein Lied.

Franz Mahle.

Heiraten oder nicht heiraten?

Diese Frage ist nicht etwa in humoristischem oder spöttischem Unterton gestimmt und gestellt. Traurig genug, daß eine solche Standesangelegenheit im mehr oder weniger unbedachtamen Gespräch und zumal in der „Witz-Literatur“ den stereotypen Grund für schadenfrohes oder höhnisches Nachsagen abgeben muß. Vergessen sich doch oft hinter unserm ernsthaft fragenden Wortquartett geradezu erschütternde Lebensstragödien. Sie begreifen in sich Glück oder Unglück des Menschen, ja sogar Seligkeit oder Verdammnis, ob man nun „heiraten?“ oder „nicht heiraten?“ wechselnd voranstellt. Dieser furchtbaren, aber einzig zu bedenkenden Deutung hat Pierre V'Ermitte durch einen Roman „Da vielte fille“ — Soeben in autorisierter deutscher Uebersetzung von Dr. F. Poltera unter dem Titel Die „alte Jungfer“ (Herder-Freiburg i. Br. Geb. M. 4.50) herausgegeben — Nachdruck gegeben, der in wenigen Wochen in Paris Hunderttausende von Lesern gefunden hat. In ihm legt sich ein vielgeprüftes, keineswegs ungeliebtes und unbegehrtes Mädchen die obige Frage vor, um sie in schwerem Herzenskampfe für sich zu entscheiden. Wir geben hier das diesbezügliche Kapitel wieder, es dem Leser überlassend, über die mitberührten persönlichen Umstände sich durch Einsichtnahme des ganzen Romans zu unterrichten.

Die Heldin des Romans, die „alte Jungfer“, überlegt da:

Ich bin am höchsten Kreuzweg meines Lebens!

Nachdem sie mit meinem Herzen gespielt hat, streckt mir heute die Liebe die Arme entgegen ... eine stolze Liebe, die ich nicht erwartet habe.

Herr Raymond hat mir mit dem Freimut, der ihn auszeichnet, seinen Traum geoffenbart.

Und dieser Traum ist: daß ich seine Gattin werde.

So werde ich mich denn in aller Offenheit befragen.

Zuerst ganz allgemein: Bin ich verpflichtet zu heiraten? Verpflichtet? ... Nein.

Es muß Kinder geben ... ich weiß es ... Das Vaterland und die Kirche verlangen sie. Man sagt es, und man wiederholt es überall, und man hat recht.

Aber niemand wird so weit gehen, aus dieser Notwendigkeit die unbedingte Verpflichtung zu folgern, zu heiraten, koste es, was es wolle, auch dann, wenn einem die Ehe nicht zusagt.

Die Ehe drängt sich also nicht als Verpflichtung durch sich selbst auf. Ich stelle jetzt die zweite Frage: Ist es vorzuziehen, daß ich heirate?

Um anständig in die Ehe zu gehen, muß man dem Menschen lieben, den man als Gatten erhält, oder wenigstens hoffen können, daß man ihn eines Tages lieben werde, und daß man ihm in seinem Herzen den Platz anweist, der ihm gebührt.

Wie ist aber von diesem Gesichtspunkte aus der Zustand meines Herzens?

Dieses Herz wurde mit einer großen Wunde verwundet, die Schmerzen wird, solange es schlagen wird. Es ist durchdrungen von einer Erinnerung, die niemals eine andere Liebe wird daneben erblühen lassen.

Dann habe ich auch keine Illusionen mehr. Ich weiß durch das Beispiel von Guy und von mir, daß es nicht genügt, zu lieben, um geliebt zu werden.

Ich habe die Unsicherheit der menschlichen Liebe gesehen — jener Liebe, die aus einem Menschen den Brennpunkt des ganzen Lebens macht. Aber selbst wenn dieser Mensch hervorragend ist wie mein Schwager, genügt das für die Ehe nicht. Das habe ich gesehen ... Ich kann es nicht mehr unberücksichtigt lassen. Guy und Colette sprechen nicht die gleiche Sprache; Guy's Bedeutung läßt Colette kalt, und sie ist nicht einmal stolz auf ihn. Die Ehe meiner Schwester ist zwar glücklich, aber eben auch nur glücklich.

Bis zu welchem Grade hat sich Guy doch getäuscht ...! Vor der Heirat sah er eine Colette: die gar nicht existierte.

Es muß zweifelsohne einen gewissen Zauber geben, die Liebe blind macht.

Wenn ich Guy geheiratet hätte ... welchen wirklichen Guy hätte ich gefunden? Den meiner Träume oder einen andern ...?

Und was hätte die Verschmelzung unserer beiden Persönlichkeiten ergeben? Und dann, hätten sie sich auch verschmolzen?

Ich brauche mir die Frage ja gar nicht zu stellen. Aber nach langen Monaten des Leides und der Betrachtung bin ich meiner Antwort weniger sicher als im Augenblicke, wo ich damals, ganz und gar einer Täuschung hingegeben, zu Mama sagte: „Ich bin meiner Sache sicher ... so sicher!“

Herr Raymond versichert mir, daß er mich aus der ganzen Tiefe seines Herzens liebt, und ich halte ihn für vollständig aufrichtig.

Aber ich, ich liebe ihn nicht so. Diese Liebesworte, die mich früher ganz aus der Fassung gebracht hätten, finden mich heute kalt, mißtrauisch und ohne Widerhall. Ich spreche nicht die gleiche Sprache wie er; und wenn ich ihm sagte, daß ich ihn liebe, würde ich lügen.

Habe ich das Recht, vor dem Altare Gottes diese Lüge zu sagen? Und soll ich mich einzig nur, um Kinder zu haben, verheiraten, ohne zu lieben ...? Würde er dieses Opfer annehmen, wenn ich ihm die Wahrheit sagte, auf die er doch ein Recht hat ...? Zu denken, daß mein innerstes Gefühl ihn zurückweist, und daß er für mich nur ein „notwendiges Uebel“ ist.

Aber das ist noch nicht einmal alles. Eine zweite, noch schwerere Einwendung erhebt sich vor meinen Augen.

Die irdische Liebe hat das Erbreich meiner Seele verwüßt.

Auf dieses aufgewühlte Erbreich hat Gott etwas anderes gesät; er hat den Drang nach einer Liebe gesät, die höher ist als die irdische.

Nicht nur meines Lebens werden; aber auch mehr als je verlange ich von dieser Liebe, daß sie sich nicht nur auf der Höhe meines Traumes hält, nein, daß sie ihn noch weit überflügelt; weil mein Sehnen ein unendliches ist, so muß es auch einer unendlichen Liebe gelten. Was wiegt ein Menschenherz vor diesem Ozean, nach dem ich dürste...? Was ist seine Schönheit vor dem, der alle Schönheit ist...?

Dieser Drang nach der hohen Liebe hat mich schon jetzt hingewiesen auf die steilen Straßen der Nächstenliebe. Das allgemeine Leid, das mich umgibt, und das ich gar nicht kannte, verlangt mich nun ganz; ich fühle mich heute zu ihm hingetragen durch eine unwiderstehliche Anziehungskraft, denn in jedem Leid sehe ich den leidenden Erlöser.

Auf die eine Seite lege ich die irdische Liebe eines einzelnen Menschen... auf die andere Seite die göttliche Liebe zur Menschheit.

Auf der einen Seite liegt die Freude, Mutter zu sein, gemäß der Natur... Auf der andern Seite das Glück, Mutter zu sein, gemäß der Gnade.

Auf der einen Seite die paar Kinder, die ich vielleicht haben könnte...

Auf der andern die, die ich im Geiste schon geboren habe, und alle, die ich sicher noch haben werde.

Auf welche Seite neigt sich die Wage?

Erleuchte mich, o Herr...!

Was ich vor allem nicht tun will, das ist eine Tat des Eigennutzes, sei es unter irgend welchem Namen.

Was ist das Bessere...?

Und nun setzte sich Genevieve Valoise hin und schrieb einen Abschiedsbrief an Herrn Raymond M., Avenue l'Obvatoire...

Die Mutter.

Skizze von A. G a b e r - Waidmannslust.

Um die alte Dorfkirche wogten die Gliederblühe, die im Frühling geblüht hatten, wie wohl nie zuvor.

Jeden Tag hatte man Frau Dohrn den Weg dorthin gehen sehen, aber nicht um des Glieders willen und auch nicht der kleinen Kirche wegen. Ihr Gang galt dem Rosenstock, den sie zum Gedächtnis ihres im Kriege gefallenen Sohnes an einer sonnigen Stelle der Anlagen gepflanzt hatte, die das Kirchlein umgaben. Jedes Jahr hatte der Rosenstock, dessen schnelles Gedeihen die Freude aller war, die herrlichsten Blüten getrieben. Aber in diesem Jahre war alles Hoffen vergebens. Der Rosenstock wollte nicht blühen.

Die alte Frau Dohrn grämte sich darüber, mehr als man es ihr anmerkte. Sie trauerte immer noch um den Sohn, tiefer und schmerzlicher, als es dessen junge Witwe tat. Alma Dohrn hatte sich vor einem Jahre wieder verheiratet.

Die alte Frau Dohrn grollte darüber. Und sie brachte den Rosenstock mit ihrem Leid in geheimnisvolle Beziehung. War es nicht ein sichtbares Zeichen, daß Georg über die Untreue seines geliebten Weibes trauerte, und der Rosenstock dieser Trauer Ausdruck ließ? —

Zuweilen sehnte sie sich aber auch schmerzlich nach Alma, die nicht wieder zu der Schwiegermutter in das kleine Dorf gekommen war, seitdem ihr diese so bittere Worte zugerufen hatte.

„Du hast Georg niemals geliebt! — Alles war Lug und Trug — alles!“

Monatelang hatte Frau Dohrn nichts mehr von Alma gehört; aber gestern war ein kleines Brieflein von ihr eingetroffen, in dem Alma der Schwiegermutter die Geburt eines Kindes mitteilte.

„Es hat blaue Augen, wie Georg sie hatte...“ schrieb Alma — „Wir haben beschlossen, das Kind in Deiner kleinen Dorfkirche taufen zu lassen, damit Du, liebe Mutter, der Feier beiwohnen kannst. Wir werden unser Kind nach Dir „Christa“ nennen!“

Lange stand die alte Frau vor dem Rosenstock, der nicht eine einzige Blüte trug, und sann. — War es nicht so —? Ihr Sohn trauerte — wie durfte da sie, die Mutter, sich freuen?

Sie war fest entschlossen, der Taufe nicht beizuwohnen.

Das Auto, das am Sonntag vor dem kleinen Kirch-

lein hielt, war der Gegenstand eifrigsten Interesses für die Dorfyugend. In der Kirche trug eine behäbige Frau den Taufling hin und her.

Man wartete auf den Pfarrer.

Vor dem Pfarrhause hielt ebenfalls ein fauchendes Auto. Eben verließ der Pfarrer den Wagen, da trat Frau Dohrn auf ihn zu. „Es ist doch heute eine Taufe bestellt, Herr Pfarrer!“

„Ja, ja!“ entgegnete er ungeduldig. „Aber ich kann doch nicht überall zugleich sein! In Hellrichsau mußte eine Beerdigung stattfinden, das war eiliger.“

Sie hielt ihn hartnäckig am Zipfel des Mantels fest. „Das Leben ist wichtiger als der Tod...“ sagte sie langsam. „Und nun, Herr Pfarrer, kommen Sie man bald, denn in der Kirche ist es zu kühl für das kleine Wurm.“

Mit einem hastigen „Ja, ja...“ eilte er ins Haus.

Frau Dohrn ging den Weg zur Kirche zurück. Sie ging schneller, als es sonst ihre Art war. „Das arme Wurm da drin schreit sich ja ganz blau!“ dachte sie. „Ich will's denen bloß schnell sagen, daß der Pfarrer nun da ist.“

Aber wenn sie auch schnell lief — der Pfarrer war doch eher am Kirchlein als sie. Er hatte einen andern Weg benützt, der direkt zur hinteren Kirchtür führte. Als Frau Dohrn, atemlos vom schnellen Laufen, eintrat, hatte die heilige Handlung bereits begonnen.

Das Kind verhüllte sich jetzt still, trotzdem die Frau, die es trug, es so ungeschickt hielt, wie nur möglich. Frau Dohrn wurde unruhig. Herrgott — wer faßt denn ein Kind so an! — Wie es gekommen — sie vermochte es nachher selber nicht mehr zu sagen. Sie stand plötzlich bei der Gruppe, nahm der Frau das Kind aus den Händen und hielt es auf ihren eigenen Armen. Verträumt blinzelte der Taufling aus hellen Blauaugen zu ihr hin.

Blonde Locken ringelten sich auf der weißen Stirn, auf der jetzt das Taufwasser perlte.

Und Frau Dohrn hörte ihren eigenen Namen nennen: „Christa...“ Da riß es sie hin. — Mit jäher Bewegung schloß sie das kleine Wesen an ihr Herz.

Eine ganze Woche lang behielt die Mutter Alma und das Kind bei sich. Und die Sorge um beide nahm sie so in Anspruch, daß sie keine Zeit fand, sich um ihren Rosenstock zu kümmern.

Erst als Mutter und Kind dann wieder abgereist waren, nahm sie ihren gewohnten Weg wieder auf.

Schon von weitem leuchtete ihr ein rötlicher Schimmer entgegen. Ja, wirklich! — Ja, wirklich! — Der Rosenstock blühte! —

Zur Urgeschichte des Werkzeugs.

Von Albin Michel.

Wie im allgemeinen die Grundelemente unserer Kultur bis auf die Urzeiten der Menschheit zurückgehen, so läßt sich auch die Entwicklung der Werkzeuge bis auf die Urgeschichte zurückführen. Die Entstehung der ersten einfachen Werkzeuge ist wohl mehr ein Finden als ein Erfinden gewesen. Zwar war schon in den ältesten Zeiten zur Anwendung der in Gebrauch genommenen Werkzeuge ein gewisses Nachdenken der Menschen erforderlich, aber im wesentlichen war die Verwendung der ersten Werkzeuge mehr von den vorhandenen Materialien als von dem bewußten Einwirken der Menschen abhängig. Daß bei der Verwendung der ersten Werkzeuge immerhin schon nachgedacht wurde, ist daraus zu schließen, daß die Menschen die Verwendbarkeit gewisser Materialien als Werkzeuge für dauernd erkannten, während z. B. die nicht mit Vernunft ausgestatteten Affen, die sich auch mancher Gegenstände als Werkzeuge bedienen, diese jedesmal nach dem Gebrauch achtlos beiseite werfen. So benutzten große Affen zum Aufklopfen von Früchten mit harter Schale Steine, die dann, auch wenn sie im einzelnen noch so zweckmäßig geformt sind, fortgeworfen werden.

Früher war die Meinung verbreitet, die Menschen der Urzeit seien gegen alle Unbilden der Witterung nicht empfindlich und körperlich so ausgerüstet gewesen, daß sie sich mit Leichtigkeit gegen alle Gefahren, gegen wilde Tiere und gegen die Naturgewalten schützen konnten. Noch bei Sindhbad, dem Seefahrer, lernen wir solche Menschen kennen. Von der Ansicht, daß die ältesten Menschen ungewaltige Riesen gewesen seien, ist die Wissenschaft längst abgekommen,

es gilt vielmehr als sicher, daß die Menschen in der Urzeit kleiner waren als heute. Damit kann also angenommen werden, daß unsere Vorfahren der ältesten Zeiten den Uribilden der Witterung, den Naturgewalten und den wilden Tieren ebenso schutzlos gegenüberstanden wie der einzelne Mensch der Gegenwart, sofern ihm kein Schutz und keine Waffe zur Verfügung steht. Höchstens darf angenommen werden, daß Witterungseinflüsse in den Urzeiten eine geringere Bedeutung hatten als heute, weil der Mensch in jenen Zeiten mehr mit der Natur lebte und noch nicht so verweichlicht war wie in unserer Zeit. Wollte sich der Mensch gegen seine Umgebung behaupten, so mußte er seine angeborene Schutzlosigkeit aufzuheben versuchen durch Beschaffung von Schutz Waffen gegen wilde Tiere und durch Anfertigung von Werkzeugen zur besseren Ausnutzung der vorhandenen Existenzmittel. Die angeborene Schutzlosigkeit war für die Menschen der erste Ansporn zur Schaffung von Waffen und Werkzeugen, jenem Hebel zur Höherentwicklung der Menschheit in der Urzeit. Die ersten einfachen Werkzeuge und Waffen: ein Stein, mit dem nach einem heranschleichenden oder fliehenden Tiere geworfen wurde, ein scharfer Splitter zur Abtrennung des Fleisches eines erlegten Tieres, — sie haben bei der gewaltigen Technik unserer Tage Väter gestanden.

Die Werkzeuge und Waffen aus der Urgeschichte waren zunächst nur eine Verstärkung und Verlängerung der menschlichen Organe. Die Benutzung eines Steines zum Aufklopfen oder Zerkleinern von Früchten entsprang der Erkenntnis und Erfahrung, daß ein Stein in der Faust besser den angestrebten Zweck erreicht als die Faust allein. Die Erfahrung ließ weiter erkennen, daß mit einem gestielten Stein besser zugeschlagen werden kann als mit einem Stein, der nur in der Hand gehalten wird. Es wurde auch erkannt, daß sich Splitter von Steinen und harten Hölzern besser zum Graben, Schaben und Bohren eignen als die Finger und die Fingernägel. Dieses Finden von Werkzeugen wurde von vornherein von der Natur unterstützt, da diese überall Gegenstände liefert, die ohne weitere Zurechtlegungen oder mit geringer Mühe als einfache Werkzeuge verwendet werden können. Was die Urmenschen als Hilfsmittel vorfanden, konnte als Axt, Meißel, Keil und Beil, als Hammer, Hacke, Nadel usw. benutzt werden. Einfache Werkzeuge entstammten sowohl aus dem Mineralreich wie auch aus dem Pflanzen- und Tierreich; Steine wurden zum Schlagen und Hämmern, Steinplitter zum Graben, Schaben, Zerkleinern und Schneiden benutzt, Tiergehörne, Zähne und Krallen zu den verschiedensten Zwecken. Ebenso Gegenstände aus dem Pflanzenreich; lange scharfe Dornen wurden zuerst als Nadeln verwendet, Pflanzenfasern als Zwirn und Bindfaden. Dabei mußten sich die Urmenschen naturgemäß ihrer Umgebung anpassen. Sie konnten nur solche Materialien verwenden, die ihnen zur Hand waren, und deshalb mußten in den verschiedensten Gebieten der Erde auch die verschiedenartigsten Materialien zur Herstellung von einfachen Waffen und Werkzeugen dienen.

Das läßt sich noch heute beobachten. Die Naturvölker im hohen Norden verwenden zur Herstellung ihrer Werkzeuge andere Materialien als die Völker im Inneren Afrikas oder in den Urwäldern Südamerikas. Auch hier können wir auf den untersten Kulturstufen die Erfindungsgabe des Menschen beobachten. Den Eskimos stehen zur Herstellung von Werkzeugen, Waffen, Kleidungsstücken usw. nur geringe Gaben der Natur zur Verfügung; aber gerade diese spärlichen Mittel werden bei den Eskimos auf das vollkommenste ausgenutzt. Von Forschern, die die Sitten und Gebräuche dieser nördlichen Völker genau beobachtet haben, ist darauf hingewiesen worden, daß die Eskimos aus den wenigen Hilfsmitteln Werkzeuge anfertigen, die selbst unsere geschicktesten Handwerker mit modernen Maschinen und Werkzeugen nicht besser herstellen könnten.

Auf die Zeit des Findens von Werkzeugen und Waffen folgte die Zeit des ersten Erfindens. Zunächst kamen dabei nur einfache Instrumente zustande und zwar teilweise durch bessere Herrichtung und Ausnutzung von Gegenständen, die die Natur bot und durch Nachahmung derselben. Nachdem die Menschen die Struktur eines bestimmten Steines kennen gelernt hatten und ihnen aus Erfahrung klar geworden war, wie sich ein Stein am besten zerschlagen läßt, war es leichter, Steinwerkzeuge zweckmäßiger herzurichten. Als erkannt worden war, daß sich das Schwert des Sägefisches, wie dies auch heute noch bei verschiedenen Naturvölkern der Fall

ist, als Werkzeug und Waffe benutzen läßt, wurden auch Nachahmungen von solchen Gegenständen hergestellt.

Bei der Einfachheit der ersten Werkzeuge und Waffen mußten diese immer noch zu den verschiedensten Berrichtungen dienen. Derselbe Steinsplitter, der zum Zerkleinern des Fleisches, zum Zerteilen von Früchten, zum Töten gefangener Tiere diente, wurde auch zu vielen anderen Zwecken benutzt. Mit der besseren Materialkenntnis, mit der höheren Einsicht in den Verwendungszweck und die Verwendungsmöglichkeit, mit der geschickteren Anpassung an die vorhandenen Materialien und mit der Auffindung neuer gelangte man mehr und mehr zur Spezialisierung der Werkzeuge. Wo früher ein Werkzeug in Gebrauch war, wurden später drei, vier und noch mehr verwendet, zunächst noch in der einfachsten Ausführung, nach und nach aber bereits in besserer Herstellung und vielleicht auch schon unter Benutzung anderer Werkzeuge. Daneben wurden aber auch schon, soweit darin unter bestimmten Verhältnissen und Anforderungen ein Fortschritt lag, Werkzeuge kombiniert, die eine Zusammenfassung von Einzelfunktionen ermöglichten.

Alle einfachen Waffen und Werkzeuge aus der Urgeschichte der Menschheit finden wir auch heute noch bei den Naturvölkern im Norden und Süden der Erde, in den Schnee- und Eisregionen am nördlichen Eismeer, unter der heißen Sonne Afrikas, im Innern Australiens und in den noch wenig erforschten Gebieten Südamerikas. Dadurch ist uns die Möglichkeit gegeben, den weiten Entwicklungsweg der Werkzeuge zu verfolgen, durch welche erst die Grundlage zu unserer heutigen Technik mit ihrer tausendfachen Verästelung geschaffen wurde.

Von der Aufstellung der Topfpflanzen*

Von Paul F. F. Schulz.

Daß die Pflanzen mehr von Luft und Licht als von der Erde leben, lernt heute jedes Schulkind! Zum Glück ist das Lichtbedürfnis der Gewächse sehr verschieden, so daß bei richtiger Auswahl kein Wohnzimmer ohne Pflanzenschmuck zu bleiben braucht. In der Großstadt bieten die oberen Stockwerke stets günstigere Verhältnisse als die unteren; sie empfangen ungleich mehr Licht und haben weniger vom Straßentaub zu leiden. Wer sich bei der Wahl einer neuen Wohnung von Rücksichten auf seine pflanzlichen Lieblinge leiten läßt wird selber gut dabei fahren.

Schöne Erfolge lassen sich in einem vorzüglichen Erker erzielen, der von drei Seiten Licht erhält. Dort sind auch durch Verbreiterung der Fensterbretter, durch Aufstellung von Blumenstufen und Blumentischen, sowie durch Aufhängung von Ampeln auf kleinem Raum viele Pflanzen unterzubringen.

Am häufigsten erhalten Stubenpflanzen für den Winter falsche Plätze. Man geht dabei von der Meinung aus, daß jede Art, die im Sommer am Wohnstubenfenster gut gedieh, dort auch im Winter stehen bleiben darf, und daß man Balkonpflanzen für den Winter in die warme Stube nehmen muß. Das sind Irrtümer, die schon mancher Zimmerpflanze verhängnisvoll geworden sind. Für sehr viele Pflanzen ist der Winter eine Zeit der Ruhe. Werden solche Gewächse durch einen zu warmen Standort am Ausruhen verhindert, so stehen sie genau so dahin wie Menschen, die nicht genug Ruhe suchen oder keine Ruhe finden. Das beste Winterquartier für ruhende Pflanzen ist ein helles, ungeheiztes Zimmer, dessen Temperatur jedoch nicht unter den Gefrierpunkt sinken darf. Einige Arten nehmen sogar mit einem trockenen, frostfreien Keller vorlieb. Hier dürfen die Pflanzen aber nicht zusammengepfercht und auch nicht unmittelbar auf dem Fußboden stehen, sondern müssen auf Stellagen untergebracht werden, weil sie sonst Licht- und Luftmangel leiden und verrotten. Besonders empfindliche Pflanzen, wie Azaleen, Kamelien, Warmhaus-Palmen werden am besten einem Gärtner zur Ueberwinterung übergeben. Leider ist dies aber nur noch in Kleinstädten möglich; die großstädti-

* Aus dem soeben in dritter Auflage erschienenen, reich illustrierten praktischen Werkchen „Häusliche Blumenpflege“, das jedem Freunde der Blumenpflege ein nützlicher Berater sein wird. Preis in Leinenband 2.80 Mk. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

ischen Gärtner geben sich nicht mehr damit ab. Stubenfeſte Warmhauspflanzen, wie z. B. *Dracaena Lindenii*, *Pandanus utilis*, *Philodendron perispermum*, *Rentia Balmorena* und ähnliche, überwintern in normal geheizten Wohnzimmern, wo ſie durch ihre Waſſerverdunſtung noch die trockene Ofenluft verbeſſern. Durch den Sauerſtofferbrauch der Pflanzen nach Aufhören des Tageslichtes iſt eine Verſchlechterung der Luft in unſern Wohnräumen (entgegen der landläufigen Anſicht) nicht zu befürchten. Auch die häufig geführten Klagen, daß den Pflanzen durch Gasbeleuchtung Schaden zugefügt werde, treffen nicht zu, da nach Einführung der Glühſtrömpe giftige Abgaſe von Gaslampen nicht mehr entwickelt werden. Vorausſetzung iſt allerdings, daß die Gasleitungen ſachgemäß verlegt und unbedingt dicht ſind.

Bei harten Frösten müssen alle Blumentöpfe, besonders auf der Windseite und während der Nächte, vom Fensterbrett genommen und auf einem Tische möglichst in der Nähe des Ofens aufgestellt werden. Denn würden wir sie unten am Fenster auf den Fußboden stellen, kämen sie vom Regen in die Traufe, weil die eisige Luft, die durch die Fensterritzen einbringt, dicht am Fenster zu Boden sinkt. Auch das Anbringen von einer Lage Packpapier oder das Aufstellen von Papptafel zwischen Fensterglas und Pflanzen ist ein gutes Frostschutzmittel. Beim Lüften zur Winterzeit ist besondere Voracht nötig. Zugluft ist unter allen Umständen zu vermeiden, da sie für die Pflanzen ebenso schädlich wie für Menschen ist. Sarte Pflanzen bringt man während des Lüftens in einen anderen Raum, die übrigen bedeckt man mit Zeitungsbogen.

Wie soll der Blumentopf beschaffen sein?

Möglichst porös! Denn je poröser die Wände des Behälters sind, desto besser. (Unter porösen Behältern versteht man, daß sie keinen Klang von sich geben.) Allzu stark gebrannte Töpfe sind ungeeignet, auf keinen Fall verwende man Porzellan- und glasierte Behälter, Zinfgefäße, Blech- eimer oder dergleichen, da sie keine Feuchtigkeit verdunsten lassen. Selbstverständlich muß jeder Blumentopf ein Abzugsloch besitzen. Sobald ein Gefäß leer geworden ist, ist es zu waschen und muß getrocknet werden; denn dadurch bleiben sie porös. Geschieht eine solche Säuberung nicht, so siedeln sich sehr leicht allerhand Fäulnisstoffe oder Krankheitskeime an, die dann der darin eingepflanzten Blume in ihrer Entwicklung schaden.

Den Säuglingen mehr Sonne.

Von Dr. med. G. Zidgraff = Bremerhaven.

Beim jetzigen Beginn der warmen Jahreszeit sollte keine Mutter es versäumen, ihr Kind täglich einige Zeit den Sonnenstrahlen aussetzen. Es gibt in jeder Wohnung ein Fleckchen, wo die Sonne einmal am Tage hinscheint, und da genügt es, das Kind bei offenem Fenster auf einer Decke strampeln zu lassen, um ihm die Wohlthat der Sonnenstrahlung zukommen zu lassen.

Wir wissen heute ganz bestimmt, daß eine der gefürchtetsten Kinderkrankheiten, die englische Krankheit, ihre Ursache zum Teil darin hat, daß die Kinder nicht genügend Sonne haben. Die beste Ernährung kann bekanntlich diese Krankheit nicht verhüten, weil eben eine ihrer Ursachen in der ungenügenden Licht-, Luft- und Sonnenstrahlungszufuhr liegt.

Manche Mütter lassen ihre Kinder von der künstlichen Höhen-sonne bestrahlen und glauben damit etwas Besonderes getan zu haben. Abgesehen davon, daß die künstliche Höhen-sonne niemals die natürliche Sonne erregen kann, ist es ein Unding zu glauben, die wenigen Minuten der Bestrahlung in einem geschlossenen Raum könnten all die Schäden wieder gutmachen, die unsere zivilisatorischen Verhältnisse den in Entwicklung begriffenen Kindern zufügen.

Es war an der Zeit, daß einmal von namhafter Seite, von Professor Vier, ausgesprochen worden ist, daß der natürlichen Sonnstrahlung die wesentlichsten Heilsfaktoren innewohnen, und daß die natürliche Sonne und Licht und Luft zur Abwehr der zwei gefährlichsten Kinderkrankheiten führen, der englischen Krankheit und der Tuberkulose.

Wohin die maßlose Reklame für die künstliche Sonnen-
brille geführt hat, ersieht man am besten aus dem Krank-
heitsfall eines Arztes, der bei einem Mädchen vom Lande fest-

Auch aus dieser Ueberwertung der künstlichen Höhen-
sonne, die doch nur ein Ersatz für die Sonnenstrahlung ist,
und nur im Falle der Unmöglichkeit, natürliche Sonnenbe-
strahlung zu erhalten, angewendet werden soll, sieht man,
wie weit doch das Menschengeschlecht der Natur entzöhnt ist.

Sonderbare Hausinschriften

Eine interessante Hausinschrift befindet sich an einem Bauerngute in der Nähe von Freiberg i. Sa.:

„Dies Haus steht in Gottes Hand,
„Sonst wär' es längst schon abgebrannt,
Auch hat in heißen Sommertagen
Der Blitz niemals darein geschlagen,
Niemand ist darin verborben,
Sind alle nur natürlich gestorben.
Auch waren es immer bis auf heute
Nur kleine Kinder und alte Leute.
Dies Haus steht in Gottes Hand,
Zur „Alten Umfel“ ist es benannt.“

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 49: Kopf- und Fuß-Rätsel.

Mit Kopf „K“ und mit Fuß „e“
 Steht man sie im Teich, im See;
 Ohne Fuß und ohne Kopf
 Ist's 'ne Hülsenfrucht im Topf.

Nr. 50: Besuchskarten-Mätfel.

Hans L. C. Sorch
Meissen

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben umzustellen. Es ergibt sich dann eine mit „M“ beginnende Berufsbezeichnung.

Nr. 51: Bilderrätsel.



Verantwortlich: i. B. August Mohne, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei B. Becker,
GmbH., Brühl.

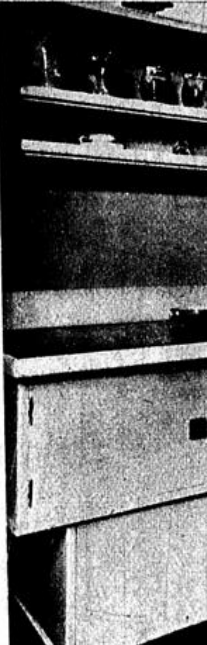
Nie
Sied

Don Sans ്

Um es gleich zu
der pommerschen
sächsischen B
Architektur wenig zu
Widop entworfene S
und das beweist ger
eigentlich auch heut
ber auf dem Lande
ansprechende Entw
Hannover (Bild 2),



2. Entwurf „Eifhoi“



Bauernhauses, wo doch in seinem ganz dabon ab. (Sparfamkeit und Freiheit bestimmen unsern Kapitalarmen den Bauplan. — Was ist noch ein großes nicht vorhanden, das dieses schöne Vorhaben Praxis ganz ande stellt: die Bauherren auf dem Lande sind mangels Abnung nicht den Bauplanmäßigen führen. An dem ist das durch die Elebauten so reiche Wäldt, liegt es daher Anspannung aller an die Schulung fahren wieder reichen. Die oben „Aber das schädliche“ ist eine pro Wohnungsfürsorge Provinz Hannover Aufgabe bestehend einmal die Entwurfs